

1

ENTSCHEIDUNGSSCHWIERIGKEITEN (ANNA)

Morgens stehe ich nichtsahnend im kleinen Supermarkt gleich um die Ecke. Vor mir das Regal gefüllt mit bunten Schokoladentafeln. Ich habe die volle Auswahl und kann mich trotzdem nicht entscheiden. Oder kann ich es vielleicht gerade deshalb nicht? Manchmal wäre weniger mehr. Weniger Auswahl, mehr Zeit für andere Dinge.

Während ich unschlüssig vor dem Regal mit der Schokolade stehe, klingelt mein Handy. Am anderen Ende meldet sich der Schulleiter des Berliner Gymnasiums, bei dem ich mich für meine erste Stelle nach dem Referendariat beworben habe.

»Können Sie sich vorstellen, schon früher wieder in den Schuldienst einzusteigen? Eine Kollegin mit Ihren Fächern ist längerfristig erkrankt. Sie könnten in sechs Wochen anfangen. Überlegen Sie es sich doch bitte bis Ende der Woche und melden sich wieder bei mir.«

Wiedereinstieg in sechs Wochen und nicht in sechs Monaten, wie eigentlich geplant. Ich fühle mein Herz immer schneller schlagen, meine Hände werden feucht. Sechs Monate waren noch so weit weg, klangen nach unendlich viel Zeit für mich und Gustav, nach *irgendwann*, aber nicht nach jetzt und auch nicht nach morgen. Sechs Wochen aber sind gefühlt schon übermorgen. Wenn mir bereits die Wahl der richtigen Tafel Schokolade so schwerfällt, wie soll ich da bloß entschei-

den, wann ich wieder arbeiten gehe? Nur mit Daniels Gehalt kommen wir nicht dauerhaft über die Runden. Urlaub, Ausflüge, auswärts essen, Freunde und Familie besuchen ... Für all diese schönen Dinge im Leben benötigen wir auch mein Gehalt. Und einen Teil davon auch zum alltäglichen Leben. Aber wann *kann* ich mir vorstellen, wieder zu arbeiten? Ab wann reicht es mir nicht mehr, nur noch Mutter und Hausfrau zu sein? Ab wann soll Gustav in die Kita gehen, vorausgesetzt, wir bekommen eine Zusage? Wann, wann, wann?

Meine Gedanken fahren Karussell. Ich liebe mein Kind und ich liebe meinen Job. Beides in Einklang bringen musste ich bisher noch nicht. Erst habe ich gearbeitet, dann kam Gustav. Die letzten vierzehn Monate habe ich mit ihm zu Hause verbracht. Klar, manchmal vermisse ich die Schule, meine Schüler, die Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen, die Herausforderungen, die der Job als Lehrerin mit sich bringt. Eingetauscht habe ich das gegen eine vierzehn Monate lange, unglaubliche Zeit – unglaublich erlebnisreich und wunderschön, aber auch unglaublich anstrengend. Das erste Lächeln, der erste Zahn, der erste Schritt, unser erster gemeinsamer, richtiger Urlaub. Wir fuhren zu dritt im Bulli durch Frankreich und Italien, besuchten Freunde, ließen uns acht Wochen lang einfach treiben. Davon zehre ich noch heute.

Was mir aber auch aus meinen Elternzeit-Monaten geblieben ist: die bleierne Müdigkeit. Wie wir nebeneinander auf der Couch sitzen, unfähig, uns zu unterhalten oder auch nur aufzustehen, um endlich den Weg ins Bett zu finden.

Die letzten vierzehn Monate sind mit nichts in meinem bisherigen Leben zu vergleichen. Ich habe sie sehr genossen. Neben meinem kleinen Sohn zu liegen, wenn er friedlich

schläft, seinen warmen Atem auf meinem Gesicht zu spüren. Gustav dabei zu beobachten und zu begleiten, wie er die Welt für sich entdeckt, Fortschritte macht, staunt, glücklich ist, mich anstrahlt. Einfach Zeit zu haben. Weniger für mich, aber viel für ihn und uns als kleine Familie.

Trotzdem war ich manchmal auch einsam, habe mich gelangweilt und ausgeschlossen gefühlt. Von dem arbeitenden Teil der Gesellschaft, von ihren Unterhaltungen, ihrer Geschäftigkeit. An manchen Tagen war Daniel mein einziger erwachsener Gesprächspartner. Ich habe ihn dann beneidet, um sein Arbeitsleben, um das Leben abseits von Kind und Haushalt. Während er arbeitete, hatte ich manchmal nur Gustav zum Reden. Die Gespräche mit ihm verliefen sehr einseitig. Wenn Gustav dazu einen schlechten Tag hatte, habe ich mich bisweilen sehnlichst in meinen Job zurück gewünscht. Einfach morgens aus dem Haus, mal durchatmen, ohne Kind, im Kopf andere Listen als Einkaufslisten, mal wieder jemand anderes sein als die, die ich seit 14 Monaten 24 Stunden am Tag bin: Mutter. Aber an den meisten Tagen habe ich mich doch gut gefühlt. Ich habe mich mit anderen Müttern verabredet, die Kinder im gleichen Alter haben, und manche von ihnen wurden zu Freundinnen.

Um mich herum geht ein Kind nach dem anderen mit einem Jahr in die Kita und die Mütter wieder arbeiten. Einige müssen aus finanziellen Gründen, aber viele wollen es vor allem auch. Hier im Osten der Republik ist das seit Jahrzehnten gelebte Normalität. Und ich möchte auch beides: Kind und Job. Ich will eine gute Mutter, Frau, Freundin sein, aber eben auch gut in meinem Beruf als Lehrerin. Und das Wichtigste ist: Er macht mir Spaß und erfüllt mich so ganz anders, als es meine anderen Rollen vermögen.

Ich jongliere täglich mit zahlreichen davon, die ich erfüllen möchte oder die mir auferlegt werden: bin Hausfrau, Mama, Partnerin, Freundin, Tochter, Schwester, Vorbild, Köchin, Psychologin und demnächst glücklicherweise auch wieder Kollegin und Lehrerin. Wie und ob ich allen Rollen gerecht werden kann, weiß ich nicht.

Vor Gustavs Geburt hatte ich den Plan, Tag und Nacht für mein Kind da zu sein und mindestens für drei Jahre ganz aus dem Beruf auszusteigen. Jetzt kann ich mir das nicht mehr vorstellen. Ich brauche meinen Job, die Abwechslung, die Herausforderung, um dauerhaft glücklich zu sein. Zudem soll Gustav kein Einzelkind bleiben. Daniel und ich haben jeweils einen Bruder. Zwischen uns und unseren Geschwistern liegen gut drei Jahre. Ich müsste also mindestens sechs bis sieben Jahre zu Hause bleiben. So hat es meine Mutter gemacht.

Die Kindergärten in unserer Kleinstadt betreuten damals die Kinder ab drei Jahren für vier oder fünf Stunden am Tag. Morgens um acht öffneten sie, Abholzeit war mittags um zwölf, bei einigen um eins. So konnten viele Mütter auch dann nicht arbeiten, als ihre Kinder endlich in den Kindergarten gingen. Welcher Arbeitgeber stellt schließlich eine Frau ein, die nur von neun bis halb zwölf arbeiten kann und zusätzlich dann fehlt, wenn eines ihrer Kinder krank ist?

Aber jetzt geht es mir doch etwas zu schnell. Ein Teil von mir sträubt sich mit ganzer Kraft gegen das Ende meiner intensiven Zeit mit Gustav. Ein anderer Teil freut sich mit jeder Körperzelle. Mein Herz klopft, ich bin aufgeregt, in freudiger Erwartung. Ich möchte arbeiten, ich möchte diese Stelle.

Doch der Dreh- und Angelpunkt meiner Überlegungen bleibt Gustav. Ist er mit seinen dann fünfzehn Monaten nicht

noch zu klein für die Kita? An mindestens vier Tagen die Woche hätte er damit seinen eigenen »Arbeitstag«. Am Morgen hin und erst am Nachmittag wieder nach Hause zurück. Den ganzen Tag über in einer erst einmal fremden Umgebung, rundherum so viele neue Eindrücke, Kinder und Erzieher. Ohne Daniel und mich als seine Vertrauten. Einer von uns war bis jetzt immer da.

Oder würde Gustav die Gemeinschaft der anderen Kinder sogar genießen, die Beschäftigungen in der Kita, die wir ihm zu Hause gar nicht bieten können? Ist es egoistisch, mehr meinem eigenen Leben nachgehen zu wollen? Meinen Beruf wieder aufzunehmen? Ich könnte genauso gut noch etwas länger zu Hause bleiben. Mit finanziellen Engpässen zwar, aber dafür ...

Ich schiebe die Gedanken vorerst beiseite und entscheide mich für eine Schokolade mit Keks. Schon auf dem Nachhauseweg verputze ich den ersten Riegel. Gute Entscheidung.

2

FRÜHER HABEN WIR DAS AUCH GESCHAFFT (DANIEL)

Da wir in der Großstadt wohnen und Themen wie Wald, Wiesen und Tiere meist nur in unseren Kinderbüchern vorkommen, versuchen wir so oft wie möglich raus aufs Land zu fahren. Mittlerweile sind wir gewiefte Experten, was Wildtiergehege und idyllische, aber dennoch gut zugängliche Waldlichtungen am Stadtrand angeht.

Bei einem unserer letzten Besuche auf einem Pferdehof in Brandenburg bekamen wir wieder einmal vor Augen gehalten, wie es um das Umweltverständnis eines Stadtkindes bestellt ist. Unsere Familie stand geschlossen, die Augen vor Staunen weit geöffnet, vor einem frisch gestriegelten Pony, das plötzlich seinen Schwanz hob und eine ordentliche Portion Pferdeäpfel fallen ließ. Ein Mädchen, das mit ihrer Mutter neben uns stand, rief plötzlich ganz aufgeregt: »Schau mal, Mama, da kommt Hundekacke raus!«

Bei ebensolchen Situationen bekommen wir regelmäßig ein schlechtes Gewissen Gustav gegenüber und beschließen fest, aufs platte Land oder wenigstens an den Stadtrand zu ziehen. Nur wohin genau, schaffen wir dann irgendwie nicht mehr zu beschließen. So schläft der Gedanke wieder ein, nur, um bei einer nächsten Gelegenheit aus heiterem Himmel mit großem Geschrei wieder aufzuwachen.

Hin und wieder besuchen wir auch die Großeltern. Damit machen wir allen eine Freude: Dem Kleinen, weil er Oma und Opa vergöttert, uns, weil wir mal durchatmen können, und Oma und Opa, weil sie auf einen Schlag sowohl Kinder als auch Enkelkind um sich haben. Leider wohnen beide Großelternpaare mehrere hundert Kilometer weit entfernt. Das ist schade. Es ist nämlich von unschätzbarem Vorteil, wenn man jemanden in der Nähe hat, der einspringen kann, wenn es eng wird. Wir fangen das zwar recht gut durch Freunde und Babysitter auf. Aber die Beziehung zu den Großeltern ist schon sehr besonders. Obwohl Gustav seine zwei Opas und zwei Omas nur alle paar Wochen sieht, fühlt es sich jedes Mal sofort ganz herzlich und familiär an. Es existieren unsichtbare Bande zwischen ihnen, Gustav gibt sich immer vertrauensvoll in ihre Hände.

Die Großeltern sollen natürlich nicht immer zu uns kommen, darum versuchen wir, so oft es geht, auch sie zu besuchen. Womit wir wieder zum vorhin erwähnten Landausflug kämen. In einem Fall ins malerische Alpenvorland zu meinen Eltern.

Bei diesem letzten Besuch in der bayerischen Provinz erzählten wir von unseren Plänen für die nahe Zukunft: Anna würde wieder arbeiten gehen. Wir waren auf alles vorbereitet. In Bayern ist es nämlich noch immer eher ungewöhnlich, dass Frauen bereits zwölf Monate nach der Geburt wieder arbeiten gehen und das Kind außerhalb der eigenen vier Wände betreuen lassen. Berufstätige Mütter werden oft sogar als kaltherzig angesehen, als richtige Rabenmütter.

Doch überraschenderweise eröffnete uns meine Mutter, dass sie es früher auch ganz prima gefunden hätte, durch eine Kita entlastet zu werden. Mein Bruder und ich kamen, wie

heute auch noch üblich, mit drei Jahren in den Kindergarten, eine Betreuung außer Haus vor dieser Zeit war damals undenkbar. Im Gegensatz zu vielen ihrer Freundinnen musste – und wollte – meine Mutter aber früher wieder arbeiten. Mein Bruder und ich verbrachten darum viel Zeit bei unseren Großeltern, Einrichtungen wie Kitas gab es vor 35 Jahren nämlich noch nicht.

Ich erinnere mich sehr gern an meine Kindheit, in der ich wirklich viel Zeit bei meinen Großeltern verbracht habe. Mein Bruder und ich wurden dort natürlich verhätschelt und durften so einiges, was bei unseren Eltern nicht durchging. Wenn wir mit Opa zusammen waren, ließ er uns zum Beispiel ganz frei mit Messern, Hammer und Schnitzwerk hantieren. Für ihn eine Selbstverständlichkeit, er hatte früher in einem Sägewerk gearbeitet. Meine Mutter wäre wohl bleich vor Sorge aus den Latschen gekippt, wenn sie nur davon gewusst hätte. Aber vielleicht war das gerade das Gute daran. Wir wurden bei unseren Großeltern ganz anders behandelt als bei unseren Eltern und konnten uns daher auch vielfältig entwickeln.

Damals konnte ich solche Ängste und die daraus hervorgehenden Verbote natürlich noch nicht nachvollziehen. Ein besonders hartes Beispiel halte ich meinen Eltern nach all den Jahren übrigens immer noch vor: Sie verboten mir, zum Konzert von Nirvana zu gehen. Ich war 13 und Nirvana für mich die größte Band aller Zeiten. Aber ich durfte nicht. Zu weit weg, zu spät, zu verraucht, zu gefährlich, zu schlechter Einfluss. Es sollte das letzte Konzert der Band sein, Kurt Cobain nahm sich kurz darauf das Leben. Heute bin ich übrigens mehr als skeptisch, ob *ich* meinen pickeligen, pubertierenden Sohn zu einem 100 Kilometer entfernten Konzert

eines heroinsüchtigen, suizidgefährdeten Schreihalses gehen lassen würde.

Es ist schön, dass die Generationen näher zusammenrücken, je älter wir werden. Vor allem seitdem wir selbst Kinder haben, verstehen wir uns mit unseren Eltern immer besser, obwohl wir wohl in ihren Augen immer die Kinder bleiben, die wir mit Anfang dreißig längst nicht mehr sind. Darum akzeptieren wir, andererseits, auch die räumliche Trennung, wenn sie bisweilen auch zu groß ist. Aber wie Gustavs Oma sagt: »Alt und jung gehören nicht unter ein Dach! Ich finde es gut, wenn ich nicht immer sehen muss, was ihr den ganzen Tag so treibt, das würde mich wahrscheinlich wahnsinnig machen.« Spricht sie und verschwindet in der Küche.

Als Gustav sie fünf Minuten später mit tapsenden Schritten bei der Zubereitung des Abendessens besucht, höre ich sie leise zu ihm sagen: »Ach Gustav, du kannst deinen Eltern schon mal sagen, dass sie ein bisschen öfter kommen sollen. Es gibt doch nichts Schöneres, als euch alle hier bei mir zu haben.«